

Predigt zu Lukas 18,9-14 am 23.08.2020

Er sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis:

Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

I.

Das Gleichnis von Pharisäer und Zöllner. Es ist berühmt und so bekannt, dass selbst, wer es nicht kennt, irgendwie weiß, was ein Pharisäer ist: Waren das nicht die Heuchler und Scheinheiligen, die fromm und gerecht tun, es aber nicht sind? So weit, so gut. Nein: So falsch!

Im Laufe der Kirchengeschichte wurde dieses prägnante und eindrückliche Gleichnis oft aufgegriffen. Da ist einerseits ein Mann aus der theologischen Schule der Pharisäer. Ihre Vertreter sind dafür bekannt, dass sie sehr ernst nehmen, was Juden aus der Tora, dem Gesetz Gottes, erfahren.

Sie setzen sich dafür ein, dass Gottes Gebote im Alltag relevant sind. Und sie halten sich selbst daran! Auf sie ist Verlass. Und da ist der andere, ein Zolleintreiber. Ein Kollaborateur mit den römischen Besatzern, der von den anderen gemieden wird. Er gehört nicht zu denen, von denen man erwarten würde, dass sie sich um Gottes Gebote scheren.

Diese beiden werden gegenübergestellt. Ausgerechnet der religiöse Außenseiter wird im Gleichnis zum Vorbild für seine Selbstwahrnehmung im Angesicht Gottes. Er weiß, dass er vor Gott kein Pfund in die Waagschale werfen kann, und diese realistisch-demütige Selbsteinschätzung erfährt Anerkennung.

Mit der Zeit wurden aus den beiden Personen der Geschichte Klischees.

Nicht nur, dass die Hörer und Hörerinnen des Gleichnisses sich auf die richtige Seite schlagen wollen und sich intuitiv mit dem Zöllner identifizieren; sie ordnen zugleich den Pharisäer und sein offensichtlich abzulehnendes Verhalten dem Judentum zu, während der Zöllner dem Christentum zugerechnet wird. Daraus ergibt sich als Bewertung, dass das Christentum dem Judentum überlegen ist. Dass dieser antijudaistische Zug in der Auslegungsgeschichte am Kern des Gleichnisses in Wahrheit vorbeigeht, wurde und wird häufig ignoriert. Das Gleichnis beabsichtigt nämlich gar nicht, Pharisäern oder Zöllnern typische Verhaltensweisen jeweils einer Religion zuzuordnen. Beide sind Juden und Teil der Umwelt Jesu. Jeder Mensch, der sich über einen anderen erhebt und meint, vor Gott besser da zu stehen, beschreitet einen Irrweg, den Irrweg des Hochmuts, der Überheblichkeit.

Dazu muss er nicht Pharisäer sein.

Der Dichter Eugen Roth drückt dies charmant in seinem Gedicht »Der Salto« aus:

»Ein Mensch betrachtete einst näher
die Fabel von dem Pharisäer,
der Gott gedankt voll Heuchelei

dafür, dass er kein Zöllner sei.
Gottlob! rief er in eitlem Sinn,
dass ich kein Pharisäer bin!«

II.

Sehen wir uns den Zolleintreiber näher an. Er geht in den Tempel, um zu beten. Das ist für sich genommen nichts Ungewöhnliches. Beten ist für die Juden der Zeit Jesu etwas ganz Normales. Üblich waren drei Gebete am Tag – das Morgen-, das Nachmittags- und das Abendgebet. Neben fest gefügten Gebetsformeln gab es auch freie und individuelle Gebete. Wo, was und wie genau gebetet wird, ist dabei nicht festgelegt. Der Tempel als Ort des Gebetes galt als Ort besonderer Gottesnähe. Und noch heute wird an den Tempelresten, an der Klagemauer gebetet.

Er, der Zollbeamte, bleibt am Rand. Er hält sich im Hintergrund. Vermutlich ist er nicht so häufig im Tempel und kennt sich nicht so gut aus? Er zieht den Kopf ein, wirkt wenig selbstbewusst. Er betet. Einen Satz: Gott, sei mit Sünder gnädig. Seine Worte klingen so ähnlich wie ein Vers aus einem bekannten Psalm. Vielleicht sind diese Worte in seiner Erinnerung hoch gestiegen und er leiht sie sich gewissermaßen aus, um ausdrücken, wie es ihm ums Herz ist.

Es sind Worte, die im 51. Psalm von König David überliefert sind, als der sich bewusst wird, in welcher radikaler Gottesferne er sich befindet. Er hatte gerade einen seiner Generäle in den sicheren Tod geschickt, um an dessen Frau heranzukommen. Ein Abgrund an Bosheit, Gemeinheit und Selbstsucht, der ihn von der Heiligkeit Gottes trennt – das fällt ihm wie Schuppen von den Augen, als ihn der Prophet Nathan zur Rede stellt. Er erkennt sich schonungslos und völlig ungeschminkt und weiß mit einem Mal, dass er vor Gott gar nichts zu bieten hat, außer einem riesigen Berg Scherben. Da fleht er inbrünstig:

Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. In Kurzform: Gott, sei mit Sünder gnädig.

III.

Wenn wir uns schon auf die Seite des Zöllners im Gleichnis geschlagen haben, dann identifizieren wir uns doch auch versuchsweise mit ihm und nehmen seine Worte in den Mund: Gott, sei mir Sünder oder mir Sünderin – gnädig.

Was meint diese Anrufung Gottes? Was drückt sie aus?

Wenn ein Mensch sich im Gegenüber Gottes sieht, sich gewissermaßen in Gottes Angesicht spiegelt, dann wird ihm bewusst, dass Welten zwischen Gott, dem Schöpfer und uns, als seinen Geschöpfen liegen: Da bin ich mit meinem kleinen Leben, den gelingenden Anteilen und dem, was mir misslingt. Oft weit entfernt von den eigenen Idealen und meinem Wunsch, meinen Mitmenschen mit Aufmerksamkeit, Respekt und Liebe zu begegnen. Und weit entfernt davon, Gott Respekt zu zollen, indem ich mich der geschaffenen Welt gegenüber verantwortungsbewusst verhalte. Weit entfernt davon, als Ebenbild Gottes in dieser Welt so zu leben, wie es einem Ebenbild Gottes gebühren würde.

IV.

„Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung.“ Das haben sie sie vielleicht schon mal gehört, oder möglicherweise auch selbst gesagt. Typisches Beispiel: Die Schule. Da habe ich wieder mal zu wenig für die Klassenarbeit gelernt und eine schlechte Note kassiert. „Woran lag’s?“ fragen meine Eltern. Ich gebe zerknirscht zu: „Ich war einfach zu faul.“ Und dann fällt der Satz: „Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung.“ So einfach war’s natürlich nicht – und ist es nie geworden. Aber trotzdem ist der Satz wichtig. Weil er deutlich macht: Um

überhaupt etwas in meinem Leben verändern zu können, muss ich mich mit mir selbst auseinandersetzen. Und auch meine eigenen Schwächen in den Blick nehmen.

1. Meine engen Grenzen, / meine kurze Sicht / bringe ich vor dich. / Wandle sie in Weite, / Herr, erbarme dich.

Das Lied »Meine engen Grenzen«, das Wochenlied, ist so ein Lied der Selbstbesinnung. Sich die eigenen Schwächen einzugestehen, die eigene Kurzsichtigkeit, die eigenen Grenzen, das ist kein leichtes Unterfangen.

Der evangelische Pfarrer Eugen Eckert hat das Lied in einer ganz konkreten Situation geschrieben. Er hat in einem Wohnheim für Mädchen aus schwierigen Lebenssituationen gearbeitet. Und diese Arbeit führte ihn immer wieder an Grenzen: Er ist mit seinem Latein am Ende, er wird bestohlen und bedroht. Und er kann den Suizid einer Bewohnerin nicht verhindern.

2. Meine ganze Ohnmacht, / was mich beugt und lähmt / bringe ich vor dich. / Wandle sie in Stärke, / Herr, erbarme dich.

„Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung,“ heißt es. Aber der Texter Eugen Eckert geht weiter. Er macht deutlich: In manchen Situationen kann ich selbst gar keine Besserung herbeiführen. Ich kann mich zwar selbst erkennen, aber es liegt nicht in meiner Hand, mich zu ‚bessern‘. Weil ich mich als ohnmächtig erlebe – und nichts dagegen tun kann. Weil ich Grenzen habe – und die nicht einfach wegradieren kann. Eckert macht es hier wie die Beter der alten biblischen Lieder, der Psalmen, wie David im 51. Psalm, wie der Zöllner: Er wendet sich an Gott.

3. Mein verlornes Zutraun, / meine Ängstlichkeit / bringe ich vor dich. / Wandle sie in Wärme, / Herr, erbarme dich.

Gott, so hofft der Autor, kann meine Angst und mein Misstrauen wandeln. Eckert macht klar: Es liegt nicht alles in meiner Macht. Es liegt nicht alles in meiner Hand.

Erst mal klingt das merkwürdig: Ich erlebe meine Zeit als Zeit, in der ich auf mich selbst zurückgeworfen bin. In der ich mein Leben regeln und gestalten muss. Niemand nimmt mir das ab. Selbstoptimierung ist so ein Stichwort. Gerade deshalb erlebe ich aber auch: Es tut gut, etwas abgeben zu können. Es tut gut, sich auf andere verlassen zu können. Es tut gut, auf andere zu setzen. Auch auf Gott.

4. Meine tiefe Sehnsucht nach Geborgenheit / bringe ich vor dich. / Wandle sie in Heimat, / Herr, erbarme dich.

Selbsterkenntnis, das erzählt das Lied »Meine engen Grenzen«, kann zu einer wichtigen Erkenntnis führen: Der Erkenntnis, dass meine Schwächen und Unzulänglichkeiten zu mir gehören. Ich darf ohnmächtig und begrenzt sein. Ich darf Sehnsucht haben und Angst. Selbsterkenntnis heißt, dass ich mit mir selbst ehrlich sein kann.

Tröstlich finde ich, dass es gerade die Menschen mit Schwächen sind, die auch in der Bibel wichtig werden. Mose etwa. Als Gott ihn auswählt, da will Mose gar nicht. Ich kann nicht, sagt er, nimm doch meinen Bruder. Der kann viel besser reden und die Leute anführen. Nein, sagt Gott, ich will dich. So wie du bist.

Der Zöllner – heißt es im Gleichnis, ging gerechtfertigt hinab. Genau davon singt auch »Meine engen Grenzen«. Von der Hoffnung, dass Gott mich gnädig ansieht.

„Denn aus Gnade seid ihr gerettet – durch den Glauben“, haben wir aus dem Epheserbrief gehört. „Das verdankt ihr nicht eurer eigenen Kraft, sondern es ist Gottes Geschenk. Er gibt es unabhängig von irgendwelchen Taten, damit niemand darauf stolz sein kann. Denn wir sind Gottes Werk. Durch unsere Zugehörigkeit zu Christus Jesus hat er uns so geschaffen, dass wir nun das Gute tun. Gott selbst hat es schon für uns bereitgestellt, damit wir unser Leben entsprechend führen können.“

So beten wir: »Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner«. Du bist Gott, ich dein Geschöpf, ich brauche deine liebevolle und gnädige Zuwendung, täglich neu.
Amen.